
**Sven Reichardt, Authentizität und Gemeinschaft.
Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen
achtziger Jahren. Suhrkamp Verlag: Berlin 2014.
1.018 Seiten. € 29,-**

Das integrative Projekt des sozialdemokratischen Jahrzehnts stehe angesichts der Alternativbewegung auf der Kippe – so warnte Peter Glotz Ende der siebziger Jahre. Während sich die 68er wenigstens noch am Establishment abgearbeitet hätten, ignorierten Spontis, Alternative und Feministinnen einfach den Mainstream und lebten in ihrer eigenen Szene, lasen ihre eigenen Zeitschriften, gingen in ihre eigenen Kneipen und versorgten sich aus ihren eigenen alternativen Betrieben, das alles mit möglichst wenig Berührungspunkten zur Mehrheitsgesellschaft. In Anlehnung an eine zeitgleiche Debatte in Italien prägte Glotz dafür den Begriff der zwei Kulturen, die auseinanderdriften würden. Die Folgen für den Zusammenhalt der Gesellschaft seien unabsehbar.

Doch worin bestand die Gefahr? Könnte man das Ganze doch auch so darstellen, dass das große Ziel der Revolution von der radikalen Linken ad acta gelegt und sich nun auf die Revolutionierung des Alltags gestürzt wurde. Eine Wendung, die letztlich, rein strukturell betrachtet, darauf hinauslief, sozialen, ökonomischen und politischen Wandlungsprozessen wie der Ölkrise, dem Ende der Vollbeschäftigung, ökologischen und militärischen Bedrohungen und einem allgemeinen Individualisierungsschub Rechnung zu tragen, statt eigene Ziele zu setzen.

Nun, ganz so einfach macht es sich Sven Reichardt in seiner Habilitationsschrift natürlich nicht – und das zeichnet sein Buch auch aus. Er benennt mit der Auflistung der Größe der politischen Szenen im roten Jahrzehnt zunächst die Ausgangslage. Statt den Topos vom Zerfalls- und Entmischungsprozess nach 68 aufzugreifen, kon-

statiert er nüchtern: 700.000 Neumitgliedern der SPD zwischen 1964 und 1973, 100.000 K-Grupplern, 40.000 DKPlern auf der Seite der traditionellen Linken standen in dieser hochpolitisierten Zeit, je nach Zählung, bis zu 5,6 Millionen Sympathisanten der Linksalternativen gegenüber, zu deren Kern etwa 600.000 Menschen zu zählen waren. Aus heutiger Sicht kaum zu glauben, aber wahr: Es „genossen linke politische Einstellungen und linksalternative Lebensweisen durchgehend ein enorm hohes Prestige, vor allem unter den gebildeten Jugendlichen“ (S. 43). Das ist sehr erstaunlich, da die Witzfigur des Latzhosen tragenden, Müsli essenden Softies beziehungsweise der entsprechend ausstaffierten Feministin über Jahrzehnte allgegenwärtig war und sogar das gesellschaftliche Rollback zum Ende des 20. Jahrhunderts markierte.

All diese Menschen, die sich in eben jenem Milieu – ein Begriff, der Reichardt zur Zusammenführung der verschiedenen politischen Szenen dient – bewegten, haben zudem konkrete Erfolge ihres politischen Engagements vorzuweisen: „Reform der Umwelt- und Energiepolitik, der Frauen- und Familienpolitik, Abbau überkommener Hierarchien und partizipative Formen der Stadtteil- und Wohnungspolitik, die Reform des Bildungssystems, die Herausbildung neuer Formen politischer Partizipation, die ökologische Reform landwirtschaftlicher Produktionsweisen, eine qualitativ ausgerichtete Wachstumsorientierung, die Pluralisierung von Lebensweisen, Toleranz gegenüber nonkonformistischen Lebensstilen, die Erweiterung des Parteienspektrums und die Flexibilisierung von Arbeitsverhältnissen“ (S. 21).

Die Erfolgsbilanz mag beeindruckend sein, aber dennoch wirkt sie etwas nüchtern und mager angesichts des emotionalen Überschwangs, mit dem in den siebziger und frühen achtziger Jahren selbstverwaltete Betriebe gegründet, Häuser besetzt, Geschlechterverhältnisse verändert, Kinder anders erzogen und, kurzum, einmal mehr der neue Mensch heraufbeschworen wurde.

Zur Erfolgsbilanz hinzuzuzählen ist sicher auch die Etablierung eines neuen Politikbegriffs – unabhängig davon, wie man diesen in-

haltlich einschätzen mag: „Politische Einstellungen erarbeitete man vielmehr synkretistisch, und ebendieser politische Synkretismus wurde zur politikulturellen Norm. [...] Statt präziser Begriffs- und Theoriearbeit favorisierte man eine kreative Kombination aus unterschiedlichen Theoriesträngen, wobei ‚ganzheitliche‘ Vorstellungen dominierten, die eine möglichst weitgefächerte und allumfassende Kombination aus Theorie und Emotion, aus Selbstbefreiung und gesellschaftlicher Revolution darstellen sollten“ (S. 51).

Wichtig wurden dadurch Begriffe wie Politik in erster Person, Betroffenheit, „Wärme“ in und durch Vergemeinschaftung, Basisdemokratie und Antihierarchie, Bürokratie- und Technologieskepsis, Spontaneität und Unmittelbarkeit, Ganzheitlichkeit, Unverfälschtheit, Provokation, Expressivität, Unkonventionalität, Kreativität. Reichardt bringt dieses Bündel an Einstellungen und inhaltlichen Schwerpunkten der Linksalternativen unter dem Oberbegriff der Authentizität zusammen – ein letztlich zutiefst bürgerliches Motiv: „Authentisch zu sein war ein Distinktionsmerkmal, es unterstrich die eigene Besonderheit und setzte eine gegenkulturelle Identitätssuche in Gang. Die Kritik an den bürgerlichen Verblendungs- und Verschleierungsmedien, der konsumistischen Kulturindustrie und der kapitalistischen Produktionsweise lässt sich kulturwissenschaftlich auf die Kritik an der Entfremdung in der Moderne zurückführen“ (S. 59).

Doch zurück zur Erfolgsbilanz, bei der ein zentraler Aspekt fehlt, nämlich der der Kollektivität. Daraus resultiert die Frage, ob nicht alle aufgeführten Ziele um ihren zentralen Kern beraubt sind, wenn man den in den zahlreichen Projekten des linksalternativen Milieus praktizierten Gemeinschaftsgedanken nicht thematisiert. Während die historische Arbeiterbewegung Solidarität der Konkurrenz entgegenstellt und Individualität als bürgerlich abgewertet hat – was dazu beitrug, dass allzu wenig Abwehrkräfte gegenüber dem Volksgemeinschaftsgedanken der Nationalsozialisten entstanden –, wagte sich die Alternativbewegung an ein Paradoxon: Ich-starke Persönlichkeiten als Gegengift gegen den autoritären Charakter, die neue

Formen des Miteinanders, neue Formen der Kollektivität und damit auch der Solidarität entwickeln.

Neben dieser Abgrenzung gab es auch interessante Bezüge auf die historische Arbeiterbewegung, wie Reichardt in einem Exkurs zur Verwendung der Wärmemetapher herausarbeitet. Auf Ernst Bloch zurückgehend, der einen „Wärmestrom“ der Arbeitersolidarität im Klassenkampf dem „Kältestrom“ einer rein ökonomisch-materialistischen Kapitalismuskritik gegenüberstellte, waren es die Linksalternativen, die „Wärme“ und Gemeinschaft verknüpften und in den Gegensatz zu einer konstatierten sozialen „Kälte“ der modernen kapitalistischen Gesellschaft stellten. Während allerdings Bloch kritisierte, dass die Arbeiterbewegung das Feld der „Wärme“ der nationalsozialistischen Bewegung überlassen habe und hier ein Versagen reflektierte, stellte sich die Alternativbewegung einigermaßen unreflektiert in die Tradition der Opfer des NS, um wiederum ihre eigene Opferidentität zu bekräftigen.

Es begann die Zeit der schrägen Metaphern und Analogien: 1979, im Jahr, in dem die US-amerikanische Fernsehserie *Holocaust* das bundesdeutsche TV-Publikum aufrüttelte, titelte etwa das *Umweltmagazin*: „Gestern Gaskammern, morgen Atomstaat“, Antiatomaktivisten sprachen vom „KZ Brokdorf“ und Dorothee Sölle bezeichnete Pershing-II-Raketen als „fliegende Verbrennungsöfen“ (S. 204): „Wichtiger als die in den achtziger Jahren auch außerhalb des linksalternativen Milieus übliche moralische Referenz auf den Holocaust war, dass die Aktivisten ihre eigene Lage mit der der Juden im Nationalsozialismus parallelisierten“ (S. 205). Reichardt sieht eine psychologische Übertragung am Werk: Die Schuld der Eltern sollte abgemildert werden durch die emphatische Übernahme der Rolle der Juden in einer eigenen Opferidentität.

Die Meinungen über den geglückten respektive missglückten Umgang mit der Dialektik von Individualität und Gemeinschaft gehen weit auseinander. Während die einen den repressiven Charakter der eingeforderten Kollektivität betonen, trauern andere noch heute den praktizierten anderen Formen des Zusammenlebens nach: „Im links-

alternativen Milieu hatte man nicht nur das Recht, selbstverwirklicht zu leben, sondern auch die Pflicht, über sich Rechenschaft abzulegen, seine Alltagshandlungen politisch einzuordnen und anderen die entsprechenden Selbsterkenntnisse mitzuteilen. An die Stelle des Fremdzwangs trat ein Selbstzwang, der sich als Freiheit ausgab. [...] Selbstbestimmung konnte schnell in ‚Selbstaussbeutung‘ umschlagen und war nicht ohne Selbstenthüllung und Entblößung zu denken“ (S. 887).

Interessanter als die historische Einordnung des Verhältnisses von Freiheit und Zwang ist sicherlich die Frage, wie es gelingen konnte, dass Ziele, die gemeinhin mit Befreiung oder zumindest Ablehnung von Konkurrenz und Vereinzelung verknüpft waren, sich auf den ersten Blick so gut in die neoliberale Konkurrenzgesellschaft eingefügt haben. „Aus den zum Zwecke der Gesellschaftsumwälzung eingeübten Techniken der Selbstveränderung wurden Formen des Eigenmanagements, die ihren Gesellschaftsbezug und die revolutionäre Perspektive einer politischen Utopie verloren hatten. Aus der linken Innerlichkeit wurden ebenso kommerzielle wie angepasste Selbstverbesserungs- und Leistungstechniken“ (S. 37 f.).

Hier läge ein Bezug auf den Operaismus nahe, denn schon in den siebziger Jahren hat die italienische *Autonomia* das Ende der Fabrikgesellschaft mit dem ironischen Slogan „Die Revolution ist vorbei, wir haben gesiegt“ gefeiert. Daran anknüpfend waren es Negri und Hardt, die beschrieben haben, wie der Neoliberalismus auch als Ergebnis der Kämpfe sozialer Bewegungen zu verstehen ist. Zunächst mit Freiheitsversprechen gelockt, ist das neue Bürgertum heute indes angesichts der Krise tief verängstigt, ein vermeintliches *Laissez faire* kippt in autoritäre, postdemokratische Politik.

Das hier besprochene Buch ist schon allein aufgrund seines Umfangs von über tausend Seiten und der inhaltlichen Bandbreite als Grundlagenwerk zu bezeichnen: Es thematisiert die Geschichte von den Situationisten bis zu den autonomen Hausbesetzern, von der Frauenbewegung bis zu den Grünen. Und es behandelt zahlreiche Praxisfelder wie die Alternativpresse, die Alternativökonomie, die

Kommunen, die Szenekneipen, Buch- und Kinderläden. Es wird mit Sicherheit die Debatte über die siebziger und frühen achtziger Jahre und die sozialen Bewegungen nach 1968 in den nächsten Jahren bestimmen. Insofern gehen Kritiken fehl, die diesen oder jenen Detailspekt vermissen, diese oder jene Gruppe, Initiative, Bewegung nicht in ihrer Rolle gewürdigt sehen. Wenn überhaupt, kann es in einer kritischen Auseinandersetzung nur um die politische Stoßrichtung und um die Einordnung der so akribisch zusammengetragenen immensen Materialfülle – nicht nur aus akademischen, sondern auch aus außerakademischen Quellen der Bewegungsforschung und Archiven von unten – gehen.

Eine erste Nachfrage ist dabei sicherlich die nach der Sinnhaftigkeit der Betonung einer Art Bewegungskontinuum von 1968 bis Mitte der achtziger Jahre. Spätestens bei Reichardts Eingemeindung der Autonomen Anfang der achtziger Jahre in das linksalternative Milieu wird deutlich, dass sich Nachfolgebewegungen nicht immer bruchlos in eine Kontinuität stellten, sondern sich vielmehr gelegentlich auch bewusst abgrenzten. Nicht nur die Autonomen suchten den radikalen Bruch mit vielen, zu diesem Zeitpunkt schon erstarrten Politikmustern und den entsprechend etablierten Akteuren und verabschiedeten sich von vielen alternativen Essentials. Hinzu kommen all jene, die eine jeweils hegemoniale Entwicklung nicht mitgemacht haben: Spontis, die sich von der Alternativbewegung abgrenzten, Feministinnen, denen die Alternativen zu patriarchal waren, Linksradikale, die mit Ablehnung auf die Politik des Mainstreams der Friedensbewegung reagierten oder Barfußhistoriker, denen die NS-Analogien aus Friedens- und Ökologiebewegung zuwider waren. Nicht alle nicht-traditionalistischen Linken in den siebziger und achtziger Jahren teilten die Politikinhalte und -formen der Linksalternativen – auch wenn diese über einen langen Zeitraum bestimmend waren.

Eine zweite Frage an das Buch ist die nach dem Charakter des Bezugs Reichardts auf Foucault und dessen Analyse von Regierungstechniken und Subjektivierungsprozessen. Interessant ist zunächst,

dass Foucault selbst Modeautor der Linksalternativen war, im Berliner Szeneverlag Merve verlegt wurde und unter anderem auf dem Tunix-Kongress 1978 in Berlin aufgetreten ist. Dennoch hat sein Ansatz das auf Befreiung ausgelegte linksalternative Politikmodell kaum beeinflusst.

Reichardt will den linksalternativen Authentizitätsanspruch als „Subjektivierungsregime“ untersuchen, „in dem die Selbstmodellierung zur Lebenspolitik gemacht wurde“ (S. 68). Es ist die Stärke des Foucaultschen Ansatzes, nicht in der Dichotomie von Repression und Befreiung zu denken, sondern das Verhältnis von Subjektivierungsprozessen und Machtmechanismen in den Fokus zu rücken. Freiheit und Verantwortung werden schließlich im Neoliberalismus gebündelt, das linksalternative Milieu hat mit einer entsprechenden permanenten Selbstbeobachtung und Geständnispraxis die Vorarbeit dazu geleistet. Letztendlich entsteht eine neue Form der Subjektivität, die nicht zur Befreiung führt, sondern Herrschaft auf eine neue Stufe hebt. Allerdings, so Reichardt, sei es trotzdem falsch, die Linksalternativen als Durchgangsstadium der Erfolgsgeschichte Bundesrepublik einzugemeinden, auch wenn sie die neue Bürgerlichkeit vorangebracht hätten. Reichardt will die Hinterfragung einer Befreiungsthese, bei der es lediglich um die Modernisierung und Liberalisierung des Bürgertums geht – nur bleibt er letztlich eine solche konsequente Hinterfragung schuldig.

Gottfried Oy